

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 20 (2013)
Heft: 221

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VORARLBERG

Fasnachtsdekoration vor sechzig Jahren

Der diesmal sehr kurze Fasching ist vorbei, aber diese Geschichte muss ich doch noch anbringen: Der Bregenzer Maler Helmuth Fetz (1928 – 2012) veröffentlichte 1990 ein Büchlein «21 Künstlergeschichten». Der Titel ist nicht ganz zutreffend, denn es geht in fast allen darin enthaltenen Stories nicht um andere Künstler, sondern immer um Fetzens eigene Geldangelegenheiten: Wie bescheiden er leben musste, wie hoch das Honorar für seine Bilder war und wie er – manchmal sehr mühsam – zuletzt doch zu seinem Geld gekommen ist. Der Geiz und die Dummheit von Lokalpolitikern spielen auch eine wesentliche Rolle.

Die erste Geschichte, «Die Bühnendekoration», handelt vom Fasching 1952 in Aarau. Der Bregenzer Malerbetrieb, bei dem Fetz vor seiner künstlerischen Karriere als Geselle tätig war, sollte einmal mehr die Bühnendekoration für eine Fasnachtsveranstaltung aller Aarauer Vereine erstellen. Das Motto war «Das weisse Rössl vom Wolfgangsee», aber die billigen österreichischen Arbeitskräfte waren schon in den Vorjahren für die Dekorationen herangezogen worden, das österreichische Motiv jenes Jahres war also nicht der Grund für die Auftragsvergabe nach Vorarlberg.

Fetz erzählt, wie er sich erst einmal eine Ansichtskarte oder einen Prospekt vom «Weissen Rössl» von einer Bregenzer Kellnerin besorgte, die dort einmal gearbeitet hatte, und sich damit auf das Bild im Format 10 x 6 Meter vorbereitete. Dann wurde es ernst: «Eines schönen Tages war es dann soweit, ein Riesenpontiac holte uns mit unseren paar Malutensilien ab. Ich muss sagen, mit so einem Schiff bin ich vorher noch nie gefahren. Wie in Amerika!» In Aarau besahen sich Fetz und sein Chef, der «Benze», erst einmal Saal und Leinwand und konsumierten dann in der Gastwirtschaft «himmlische Genüsse» (durchaus glaubwürdig im Vergleich zu dem, was 1952 in Bregenzer Gasthäusern geboten wurde) und «einige Tropfen roten Weines, vom allerbesten wie wir bald merkten». Am nächsten Morgen gingen sie an die Arbeit. Fetz zeichnete bis Mittag mit Kohle das komplette Bühnenbild und malte bis zum Abend, wurde aber nicht fertig, so dass die beiden noch einen weiteren Tag mit Malen verbrachten. Am Abend kamen



Die Horrorvision der Schweizer:
Die Russen kommen Bild: pd

Mitglieder der Fasnachtsvereine, um diese Blätter, Girlanden usw. an der Balustrade zu befestigen. Danach, gegen 22 Uhr, setzten sich alle zu einem gemütlichen Gespräch bei Rotwein zusammen. «Allerlei Tagesneuheiten aus unserem Österreich wurden abgefragt. Wir hatten ja damals noch die Besatzungsmächte im Lande, da gab es eine Menge zu erzählen, was die Schweizer interessierte. Wir wussten natürlich, dass die Schweizer damals noch eine Riesenangst vor den Russen hatten.»

Benze, der von 1939 bis 1945 Soldat gewesen war, bramarbasierte mit zunehmender Alkoholisierung von russischen Scharfschützen, die deutsche Landser am liebsten beim Kacken abknallten, und von der Heimtücke und Grausamkeit jugoslawischer Partisanen. Er redete sich ins Feuer, trank jede Menge Wein, und «seine Erzählungen wurden immer grausamer und eindringlicher. Die halben Schweizer hatten das Wasser in den Augen.» Schliesslich fragte einer der Zuhörer, wie es mit den Russen in Österreich sei. «Dazu dann Benze, der schon bis zum Überschwappen abgefüllt war, mit glasigen Augen um sich blickend (er hätte sicher noch drei Stunden über Grausamkeiten gesprochen) zu dem Anfrager: Weissst du, wir beispielsweise in Vorarlberg, haben ja keine russische Besatzung,

bei uns sind ja die Franzosen und Marokkaner. Von den Russen aber bekommen wir gute Aufträge. Wir machen Strassenschilder in russischer Sprache.» Einer der Zuhörer fragte, wozu die Russen das denn brauchten. «Das ist doch klar, sagte Benze mit hochroter, glänzender Birne. Es ist so, auf jedem Schild, das wir malen und aufgestellt wird, sind die Kilometer angegeben, die noch bis zur Schweizer Grenze sind.»

Nach einem Moment eisigen Schweigens standen alle Aarauer vom Tisch auf, machten den beiden Vorarlbergern klar, dass sie solche Witze nicht komisch fänden und gingen. Am nächsten Morgen bekamen die beiden Maler statt des üblichen Frühstücks einen Hinweis, wann der nächste Zug nach Bregenz fuhr, 200 Franken pro Kopf (für zweieinhalb Tage Arbeit), und wurden nicht mehr im Pontiac kutschiert: «Also den langen Weg zum Bahnhof auch noch zu Fuss, dabei blickten wir uns immer wieder um, um zu sehen, ob uns niemand folgte, der uns noch vor der Abfahrt in einen Streit verwickeln möchte.» Sie kamen unbeschadet heim.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

APPENZELL

Einer wollte nicht

Seit einigen Jahren porträtiert die «Appenzeller Zeitung» die Werkbeitragsempfängerinnen und -empfänger der Ausserrhodischen Kulturstiftung, die für ihr Schaffen in den Sparten Literatur, Tanz, Theater, angewandte Kunst, Design, Musik, Film, bildende Kunst oder Architektur einen Förderbeitrag empfangen haben. Das sind in der Regel fünf bis sieben Personen, bekannte Namen genauso wie vielversprechen-



Nicht genehm:
Autor Lorenz Langenegger. Bild: pd

de Neuentdeckungen, Ausserrhoderinnen und Ausserrhoder, die im Land geboren und aufgewachsen sind, deren Bürgerort eine Ausserrhoder Gemeinde ist, die im Land leben oder die in der Zwischenzeit irgendwo auf der weiten Welt wohnen, sich von dieser weiten Welt inspirieren lassen und von dort aus ihre Ideen und Gedanken weitertragen; auch als Botschafterinnen für ihren Herkunftsort und ihre Wurzeln. Seien wir unseren weitsichtigen Vorgängerinnen und Vorgängern dankbar, die 1989 die Kulturstiftung ins Leben gerufen haben! Gäbe es diese nicht, wir hätten kaum Kenntnis vom breiten Spektrum an hochkarätigen Kunstschaffenden, die mit dem Appenzellerland verknüpft sind.

Ein weitsichtiges Gemeinwesen lässt sich von aussen inspirieren und schickt seine Klugen und Kreativen hinaus in die Welt. Mindestens wäre das unserem Land zu wünschen, nachdem es punkto Selbstbild eher magere Jahre hinter sich hat. Aber ist nicht die Presse ein Spiegel des Zustandes innerhalb von Gemeinwesen? Da hat doch tatsächlich die angesprochene Zeitung, die jeweils lobenswerterweise und hoffentlich auch mit Freude und Lust die aktuellen Werkbeitragsbegünstigten porträtiert, eine Meinung platziert, die viel über sie aussagt. Unter dem Titel «Einer wollte nicht» informierte sie darüber, dass der Schriftsteller und Werkbeitragsempfänger Lorenz Langenegger, wohnhaft in Wien, Bürger von Gais, zwar das Geld der Ausserrhodischen Kulturstiftung genommen habe, sich aber nicht für die Zeitung hätte porträtieren lassen wollen. «Lieber hätte er den Text selbst geschrieben – für noch mehr Geld.» («Appenzeller Zeitung», 4.2.13)

Oh, wie schade, hat die Zeitung diese Chance nicht gepackt! Langenegger arbeitet an einem neuen Roman, der vielversprechend klingt. Wie hätte doch die Serie der Porträtierten an Substanz und etwas Kreativem, weil Unerwartetem, gewonnen, wenn Langenegger sich selbst hätte porträtieren dürfen. Und dass er hierfür einen Lohn zugute gehabt hätte, das wäre doch wohl das Mindeste gewesen. Langenegger ist Schriftsteller. Schreiben ist sein Beruf. – In dieser Hinsicht ist das Appenzellerland dann doch leider Gottes tiefste Provinz. Das ist nicht nur schade, das ist auch ärgerlich und langweilig.

Heidi Eisenhut, 1976, Historikerin und Leiterin Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

WINTERTHUR

Die Auskunft findet nicht statt

Früher war diese Telefonnummer eine Institution. Insbesondere war sie nützlich für wetterabhängige Veranstaltungen: Vereinsausflüge, Sportanlässe oder Open-Air-Events. In sachlicher Sprache reihten sich in einer Endlos-



Als das Telefon noch ein Telefon war und die Auskunft noch Auskunft gab. Bild: pd

schlaufe Aussagen aneinander: «Der Sporttag der Oberstufenschule XY findet nicht statt, der Waldrundgang des Naturschutzverein YZ findet statt ...» Das war ihr monotoner Sound. Er diente der Kommunikation in der Kleingruppe, war also Anti-Mainstream par excellence. Darüber hinaus war die Nummer aber repräsentativ für eine lokale Kultur der kleinen Einheiten – das Logfile des Special Interest gewissermassen. Wie die Regionalzeitung war die Telefonnummer ausserdem sehr wohl eine Art Mainstream, denn sie diente wiederum der gesellschaftlichen Selbstbeobachtung. Dass es also um mehr ging als darum, ob die Reise des lokalen Kirchenchors nun abgesagt ist oder nicht, dessen waren sich die Anrufer wohl stets bewusst.

Das verdeutlicht auch ein rund vierzig Jahre zurückliegender Telefonscherz. Als der Handballklub Yellow Winterthur Anfang der Siebzigerjahre in die Nationalliga A aufstieg, hat er diese Nummer sozusagen gehackt. Und das ging so: Vor dem entscheidenden Spiel hatte ein Vereinsmitglied den regionalen Auskunftsdienst kontaktiert, um eine Mitteilung über eine Bergwanderung in Auftrag zu geben. Yellow gewann und so war am Abend nach dem Spiel die folgende Meldung nachzuhören: «Der Aufstieg von Yellow findet statt».

Es ging bei der regionalen Auskunft also immer auch um die Überhöhung leidenschaftlicher Interessen; zum Beispiel derjenigen von Handballenthusiasten. Mit Hilfe der Nummer verlängerte sich deren Aufstiegseuphorie in die Kabelsysteme der damaligen PTT, womit sie quasi amtlich wurde. Da ein Anrufer sich zumeist durch eine Reihe anderer Meldungen hören musste, bis er zur Information kam, die ihn interessierte, konnten hunderte argloser Bürgerinnen und Bürger nicht umhin, den Erfolg der Winterthurer Handballer zur Kenntnis zu nehmen.

Den Auskunftsdienst gibt es unter der Nummer 1600 noch immer. Statt direkt zur Ansagestimme gelangt man nun allerdings zunächst in ein langwieriges Auswahlmenu. «Für XY drücken Sie Taste eins» ... In jeder Filter-Bubble von Suchmaschinen und Social-Media fühlt man sich besser aufgehoben als hier. Auch der Charme der Tonbandschlaufe ist dahin, im bürokratischen Über-Engineering verliert sich jedes Interesse, die Meldungen sind dünn gesät und schon bald dürften auch die letzten Benutzer dieses Services abgewimmelt sein. Und Yellow? Die stehen zurzeit auf dem dritten Platz der NLB, einen Rang hinter den Aufstiegsplätzen.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist Historiker und freier Journalist.

TOGGENBURG

Unsportlicher Pflotsch

Toggenburger Schnee ist der Beste, basta! Ich mag ihn in fast allen Formen und Konsistenzen – nur als Pflotsch mag ich ihn nicht. Egal aus welchen Mineralstoffen und in welchen Höhenlagen. Pflotsch mag ich auch nicht als Gesprächsgrundlage. Verwässerte und irgendwie zersetzte Themen, die eigentlich bodenständig und handfest sein sollten. Ich möchte mich jetzt nicht auf politische Diskussionen einlassen, aber auf wetterbedingte – sportliche. Denn da kann Pflotsch unmöglich die ideale Masse sein.

Was sind sportliche Herausforderungen im Toggenburg? Ein Schulweg, der tagtäglich von einem fernen Hof bis zur Dorfschule gegangen werden muss? Ein Arbeitsweg, der vom Oberen Toggenburg bis nach Wattwil, Wil, St.Gallen

oder gar über den Ricken führt? Hobbies wie Eishockey, Ballett oder Orchestermusik, die man nicht im Tal oder auf dem Berg ausüben kann, weil die Infrastruktur fehlt? Sportlich unterwegs ist Mann und Frau auch wenn es heisst, zusammenzustehen, wenn es um grundlegende Entscheide innerhalb der Gemeinschaft geht. Sportlich unterwegs ist man als Mensch mit Behinderung garantiert auf und zwischen den Bergen. Die sportlichste aller Herausforderungen aber hier im Toggenburg ist es, das Miteinander zu leben. Ja klar, ich habe das Mega-Riesen Bauprojekt Sportanlage Rickenhof nicht befür-



Die abgelehnte Sportanlage Rickenhof in Wattwil. Bild: pd

wortet – aber ich habe mich sportlich und fair verhalten. Wir haben alle zusammen sportlich entschieden. Dieses Sportplatzprojekt ist bei der Umzonungs-Abstimmung letzten November mehr als klar abgelehnt worden. Sportlichkeit ist ja nicht nur ein Begriff, der alleine dem Sport zugewiesen werden kann. Eine sportliche Leistung ist es auch, weiterzumachen, wenn man denkt, es geht nicht mehr.

Philipp Wunderli wohnt mit seiner Familie an einem der schönsten Orte, die er sich vorstellen kann, mit Sicht auf die Berge: auf der Egg, oberhalb von Wattwil – Richtung Hemberg. Philipp – ehemaliger Landwirt und Landmaschinenmechaniker – ist nach einem schweren Unfall im Rollstuhl und stark eingeschränkt. Er hat den Hof verpachtet und sich zum Konstrukteur umschulen lassen. Heute arbeitet er für eine Firma im Aargau, die Rollstühle herstellt. Im Homeoffice. Um sich seinen Alltag zu erleichtern, tüftelt er an Verbesserungen an seinem Rollstuhl herum, was er wiederum auch in seinem Beruf als Konstrukteur einsetzen kann. Sein grösster (sportlicher) Erfolg nach seinem Unfall war es, nicht nur Autofahren, sondern auch einen neuen Beruf gelernt zu haben. Wie es scheint, überwindet Philipp Wunderli den tagtäglichen Pfloß mit viel Wille und Energie. Never give up! Ich freue mich, im Toggenburg mit all diesen Menschen zusammenleben zu dürfen. Das ist sportlich. Das klingt gut.

Daniela Vetsch Böhi, 1968, ist Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive und Mutter.

SCHAFFHAUSEN

Skateboards und Schnapszahlen

«Rollsplit ist der Feind des Skaters.» (W. Shakespeare). Jene Schaffhauser Skateboarder, die Ende Januar innert knapp vier Stunden eine Miniramp auf die TapTab-Bühne bauten, hatten jedoch andere Motive als die winterbedingte Verlegung ihrer Aktivitäten unters Clubdach.

Im letzten Sommer veranstalteten sie bei ihrer Skateanlage unter der N4-Hängebrücke am Rheinufer zwischen Schaffhausen und Neuhausen eine Openair-Party – mit Skatecontest, Livemusik von Lo-Fat Orchestra und Raving Mads, DJs, Food, grossen Bieren zu kleinen Preisen inklusive der buchstäblich naheliegenden Option, von der Autobahnbrücke in den Rhein zu springen oder sich sonst wie mit einem Flussbad zu erfrischen. Dem gut gelaunten, bunt gemischten Publikum kam diese Sause während der Musikclub-Sommerflaute gerade recht.

Als die Ordnungshüter spätnachts zum wiederholten Mal wegen Lärmklagen vor Ort erschienen, hielt es der DJ für ratsam, sich von den Plattentellern zu entfernen. Schliesslich musste der Arm des Gesetzes höchstselbst den Arm des Technics von der Sixties-Ska-Single heben, damit Ruhe war. Allerdings nicht für lang: Die organisierenden Jungen mochte das Hopfengeränk des örtlichen Bierbrauers etwas ausser Gefecht gesetzt haben, an ihrer Stelle übernahmen leicht unverschämte Alte: Sie setzten den Tonarm wieder in die Rille, rauchten easy skankend Marihuana vor den Polizisten und redeten sommererhitzt und leicht verstrahlt auf sie ein.

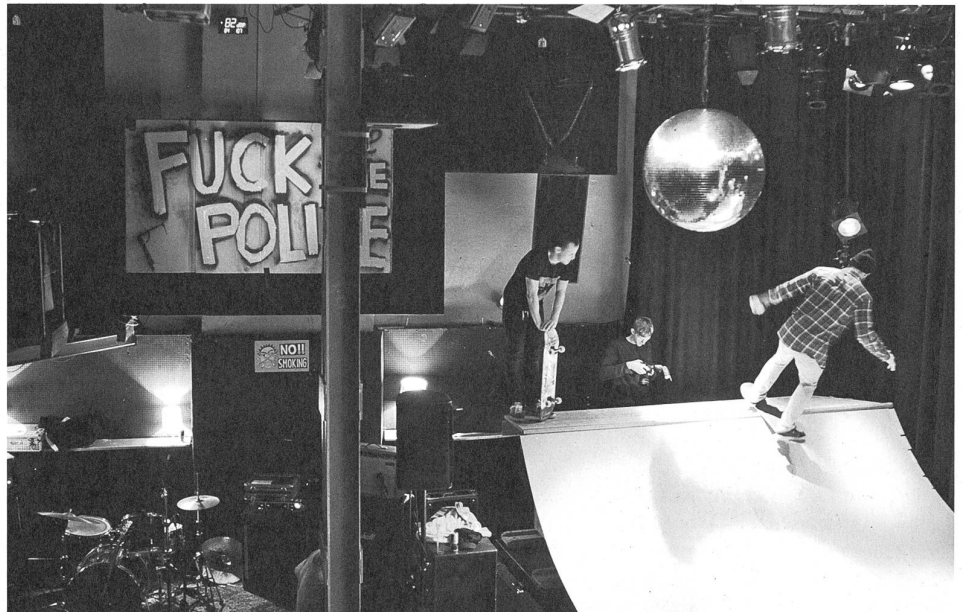
Die Summe solcher Renitenz dürfte zur fast schon teuflischen Busse in Höhe von 555 (!) Franken geführt haben, die den «Ännvier»-Skatern als Nachspiel ins Haus flatterte. Nach-

spiel des Nachspiels war die eingangs erwähnte Veranstaltung. Die Idee einer Benefizparty mit Indoor-Ramp kam aus dem TapTab-Umfeld. Gerüchteweise wurden einige der Exponenten des Musikclubs vom schlechten Gewissen geplagt, weil sie in jener Sommernacht zu den unverschämten Alten gehört hatten ... Anyway.

Phil Saxer, einer der Protagonisten der «Ännvier»-Skate-Crew, baute die Ramp in den Club: «Sie besteht aus 26 Schaltafeln, 35 Schalbrettern, ein paar Latten und den Eisenstangen oben. Fahren tut man auf einem Pavatexbelag.» Saxer hatte alles modularartig im Voraus konstruiert, im TapTab musste er die Elemente wie in einem 3-D-Puzzle nur noch zusammensetzen. Bereits am Nachmittag wurde die – garantiert rollsplitfreie – Ramp von Skatern zwischen Vierzehn und Fünfzig in Beschlag genommen. Am Abend spielten die HipHop-Crew J.N.M.C. und die HC-Band Plain Zest kurze Gigs mit der Heftigkeit einer Kernfusion: Es wurde gemosht, stagegedivt und weiter geshreddet wie blöd. Die Magie dieses Moments abseits der üblichen Party- und Konzertmaschinerie, wie sie auch in Schaffhausen das Ausgeleben prägt, flashte so ziemlich alle im rappelvollen Club.

Übrigens landeten ziemlich genau 777 Franken im Benefizkasseli. Die Bands spielten gratis, die Rampe kostete dank Mischeleikünsten lediglich das Benzingeld des Kleintransporters, der die Einzelteile vors TapTab gefahren hatte. DIY und gegenseitiger Support – die Joker in einer Kleinstadt mit ihren sich sowieso überschneidenden Szenen wurden wieder einmal ausgespielt. Die Ramp stand übrigens noch eine halbe Woche im TapTab und wurde rege weiter benutzt. So kanns laufen! Video zur «Ännvier»-Party: <http://vimeo.com/58396808#>.

Jürg Odermatt, 1962, ist Sänger bei Papst & Abstinenzler, Korrektor und Mitbetreiber des Blogs «Verfaulte Geschichten».



So läuft es in Schaffhausen: die Miniramp im TapTab. Bild: Gabriella Hohendahl



Bild: Hannes Thalman

Wolf und Bär

Über achtzig und kein bisschen leise: Die Architektin und Heimatschützerin Rosmarie Nüesch erhält den dritten Ausserrhoder Kulturpreis. Warum Denkmalpflege nichts Konservatives ist, erklärt sie im Gespräch mit HANSPETER SPÖRRI.

Rosmarie Nüesch, Ihnen wird der Kulturpreis von Appenzell Ausserrhoden verliehen, und zwar ausdrücklich für Ihre Leistungen als Heimatschützerin, Denkmalpflegerin und Kulturvermittlerin. Heimatschützer wird heute manchmal als Schimpfwort benutzt.

ROSMARIE NÜESCH: Das kam immer wieder vor, aber als ich 1970 zum Obmann des Heimatschutzes Appenzell Ausserrhoden gewählt wurde, hatte unser Kanton prozentual die meisten Mitglieder der Schweiz und ihre Zahl hat weiter stark zugenommen.

Sie standen auf der Seite des Bewahrens? Die Aufgabe heisst: Erhalten und Gestalten! Mir ging es vor allem um die Ortsbilder und um die Landschaft, die durch beliebige Architektur und Überbauungen beeinträchtigt werden.

Hatten Sie das Gefühl, es sei ein Kampf gegen Windmühlen?

Nein. Wenn ich durch Ausserrhoden fahre, sehe ich überall Bauten, zu deren Erhaltung wir beitragen konnten, und Überbauungen, bei denen wir auf die Gestaltung Einfluss nahmen und Unpassendes verhinderten.

Unpassendes, was heisst das? Die Architektur ist heute global ausgerichtet. In meinen Augen sollte ein Gebäude aber auch zur

Umgebung passen. Wohnblöcke, wie sie heute in Teufen stehen, könnten irgendwo auf der Welt stehen.

Ist es ein Kampf gegen den Zeitgeist? Ein grosses Problem waren in den Siebzigerjahren die neuen Baumaterialien wie Eternit und Fastäfer. Weil Eternit angeblich ewig hält, wurde er oft für Fassadenverkleidungen verwendet. Manche Hausbesitzer lachten nur, wenn ich ihnen Holzschindeln empfahl. Meist wählten Architekten und Bauherren einfach das Billigste. So wurden Hausfassaden oft verdorben. Die damals einsetzende Raumplanung hat hier massgebend für Hilfe gesorgt.

Das Bewusstsein hat sich seither verändert? Die meisten Architekten waren anfänglich gegen den Heimatschutz. Nach einigen Jahren arbeitete ich mit fast allen gut zusammen. Oft wird der Heimatschutz frühzeitig beigezogen. Zudem werden Holz und Holzschindeln heute häufig als moderne Baumaterialien eingesetzt.

Die Zersiedelung wird in der Bevölkerung als Problem wahrgenommen. Es ist wie mit Wolf und Bär. Verständnisvoll sind vor allem die Städter, weniger die Landbevölkerung, auf die es ankäme.

Ihre andere grosse Leidenschaft, die sie

durch das Leben begleitet hat: die Baumeister Grubenmann, die appenzellischen Zimmerleute des 18. Jahrhunderts. Was waren das für Leute?

Die weitgespannten Holzbrücken und die grossartigen Dachstuhlkonstruktionen der drei Baumeisterbrüder erstaunen noch heute die Fachwelt. Ihre Schulbildung war bescheiden. Dafür haben sie ein grosses Wissen und Können von früheren Generationen übernommen. Johannes, der Spezialist für Turmhelme und Glockenstühle, hat zudem für sämtliche Kirchen die Turmuhren gebaut, inklusive Schmiedearbeit – ich kann da nur staunen.

Sie haben sich intensiv mit der Geschichte jener Epoche befasst. Ihr Fazit?

Man spricht oft von den guten alten Zeiten, in denen man noch frei gewesen sei. Das stimmt aber nicht. Die Freiheit war eher klein. Die Appenzeller hatten als Ventil die Landsgemeinde, wo sie reklamieren konnten und die Konflikte ausgetragen wurden – manchmal handgreiflich. Im Grunde genommen ändert sich im Laufe der Geschichte gar nicht so viel. Die Menschen bleiben sich gleich. Sie sind empfindlich, fühlen sich schnell ungerecht behandelt, verteidigen vor allem ihre Interessen. Oft war die Religion Auslöser von Streit.

Heute macht man in erster Linie die Spekulation verantwortlich für die Zersiedelung, für mittelmässige Architektur und charakterlose Überbauungen. Gab es das früher auch schon?

In den Städten gab es schon früh Vorschriften, auf dem Land baute man, wie es üblich war. Aber schon damals gab es im Bereich des Bauens und bei Wettbewerben Neider und Konflikte. Streitereien entstanden meistens zwischen den städtischen Handwerkern, die in Zünften organisiert waren, und den Appenzeller Baumeistern, die nicht zünftig waren und sich nicht an die lokalen Regeln hielten. Nur dank diesen Streitereien entstanden Akten, die uns heute etwas über jene Zeit vermitteln.

Stimmt es, dass politisches, kulturelles und gesellschaftliches Engagement zu mehr persönlicher Befriedigung führt?

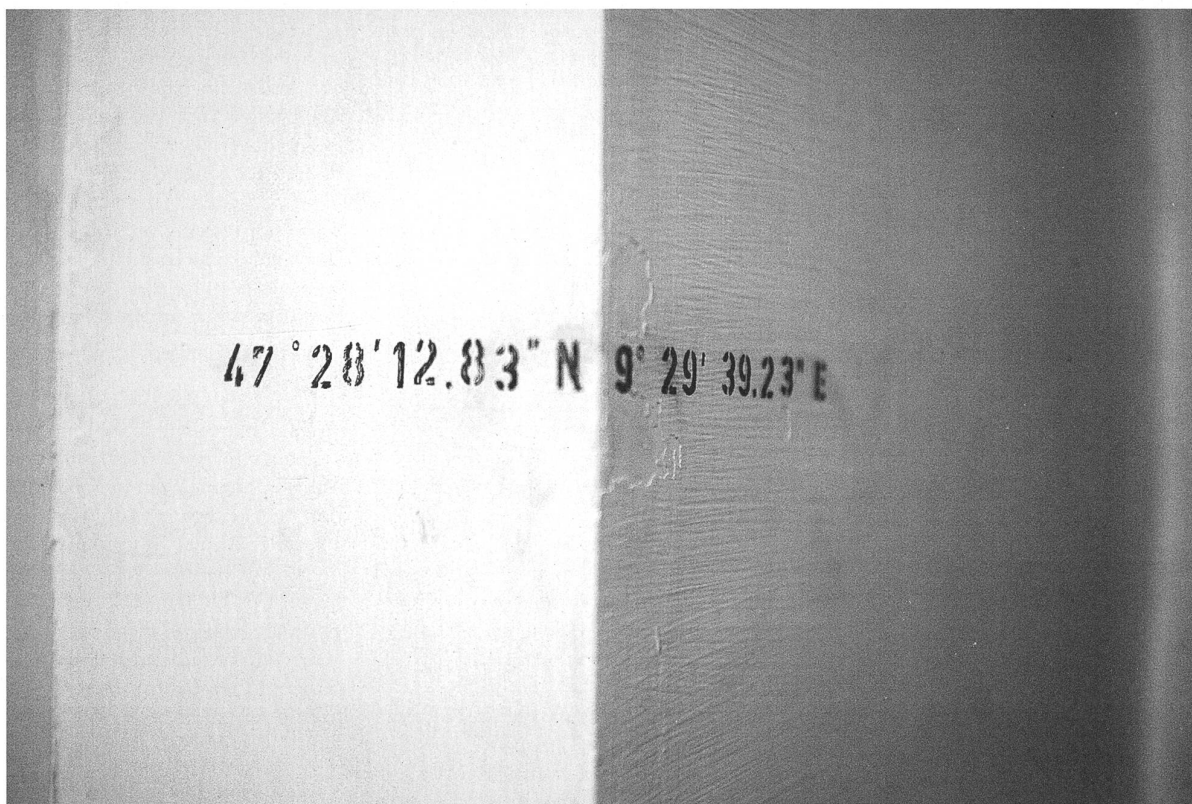
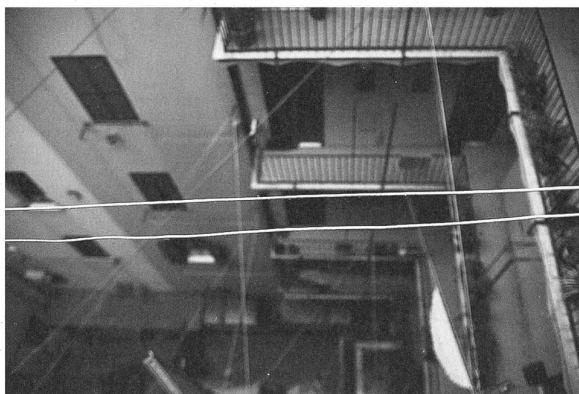
Am wenigsten erfüllte mich der Kantonsrat. Als Einzelperson bringt man in einem Rat nicht viel zustande. Was ich vertreten wollte, im Bereich der Kultur beispielsweise, fand kaum je Mehrheiten. Als Denkmalpfleger oder Heimatschützer hingegen kann man tatsächlich etwas bewirken – und dazu beitragen, dass wir eine Gesellschaft mit Gedächtnis bleiben. Mich jedenfalls hat die Arbeit oft beflügelt.

**Kulturpreisverleihung
Zeughaus Teufen.**

Dienstag, 26. März, 19 Uhr.

Mehr Infos: zeughausteufen.ch

Der Klang der splitternden Knochen in der Markthalle von Rom



Das Eiswasser in der Sagexbox schimmert blau. Da der Hummer, der darin liegt, noch immer mit seinen Scheren schnappt, werden diese mit Gummibändern fixiert. In der Markthalle «Esquilino» an der Via Filippo Turati in Rom dominiert in den Morgenstunden das Chaos. Lachs, Forellen, Zitteraale, aber auch Koteletts, Mandarinen, Orangen, Rohschinken und Parmesan werden hier in grossem Stil feilgeboten. An den Ständen wird um Preise gefeilscht, werden Nettigkeiten ausgetauscht: «Come stai, carissimo?» – «Molto bene», tönt es von der einen Ecke. Mitten in diesem hektischen Treiben steht der 35-jährige Musiker Davide Rizzitelli aus St.Gallen. Er bildet den Kontrast zur Eile und Geschäftigkeit um ihn herum. Er lauscht. «Mir gefällt diese lebhaft Szenerie», sagt er. Deshalb hat er an diesem Morgen sein Tascam-Aufnahmegerät mit in die Markthalle genommen, um die Kulisse festzuhalten: das scharfe Messer des Metzgers, wie es durch ein Stück Knochen splittert. Die Austern, die beim Fischhändler ins Wasser plätschern, oder das Kilogramm grüner Tomaten, das der Gemüsehändler mit dem Klicken des Schiebegegewichts ausbalanciert. Mit diesem akustischen Mikrokosmos wird Rizzitelli später in seinem Studio in Rom experimentieren. Die Töne verfremden, sie aufsplitten in einzelne Frequenzen und Geräusche.

Musik als pastellfarbene Tapete

Letzten August hat Rizzitelli vom Kanton St.Gallen ein besonderes Stipendium erhalten. Für drei Monate darf er in der Atelierwohnung «San Gallo» an der Via dei Latini 18 im San Lorenzo-Quartier leben und arbeiten. Auf dem Eckpult stehen Synthesizer, iMac, analoge Geräte, Drum-Machines und ein halbes Dutzend Effektgeräte. Fast alle seine Instrumente hat Rizzitelli nach Rom mitgenommen. Bei seinem regulären Job auf dem regionalen Arbeitsvermittlungamt in Uzwil hat er unbezahlte Ferien genommen. «Die Zeit und vor allem keinen Druck zu haben, um solo Musik zu produzieren, ist der grösste Luxus für mich in Rom», sagt der Künstler. Denn: Im Alltag bleibe dafür nur wenig Zeit. Zu Hause in St.Gallen erschafft er sonst mit seiner Bandkollegin Natasha Waters düsteren Elektro-Pop.

An der Via dei Latini 18 kann Rizzitelli nun zur Ruhe kommen. Diese musste er erst entdecken. «Eigentlich dachte ich, ich komme nach Rom und fange gleich mit dem Produzieren an: zehn Stunden am Tag», sagt er und schmunzelt. Doch zuerst musste er sich mit der Stadt anfreunden, sich akklimatisieren. «Ich sass fast täglich an der Piazza in San Lorenzo, habe mit Leuten gesprochen und mir historische Bauten angeschaut.» Diese Zeit sei sehr inspirierend gewesen. Jetzt sitzt er in seinem temporären Studio-Wohnzimmer. Die Geräte blinken rot und blau und während er die Tasten auf dem Keyboard drückt, schlängeln sich lang gezogene sphärische Klänge durch den Flur. Rizzitellis Leidenschaft ist die Ambient-Musik. Diese Musik ist meist langsam, verursacht Stimmungen und schielt nur selten nach schnellen Wiedererkennungseffekten. Den Ambient-Begriff erschaffen hat der britische Produzent und Künstler Brian Eno mit seinen Konzeptalben ab 1978. Das bekannteste davon, «Ambient 1: Music for Airports», war als kontinuierliche Soundinstallation in einem Flughafen gedacht mit der Absicht, die angespannte Atmosphäre eines Flughafenterminals aufzulösen. Auf die Idee brachte Eno die beklemmende Soundkulisse am Kölner Flughafen.

Doch auch in der dröhnenden, urbanen Gegenwart mit ihrer ständigen Dauerberieselung hat Ambient seine trommelfellschonende Berechtigung. So kleistern sich die Werke von Rizzitelli an der Via dei Latini wie eine Tapete an die Wand,

nicht gemustert oder grell, sondern in einem dezenten Pastell. Seine Musik tönt wohligh, unaufdringlich, vertraut, lädt zum Zuhören ein und wirkt trotz Pop-Appeal beruhigend.

Parolen als Synthesizer

Die Zeit in der historischen Stadt nutzt Rizzitelli für die Suche nach neuen Klangkörpern. Wenn er nach draussen geht, hat er sein Aufnahmegerät fast immer in der Tasche. Das Hupen der Autos während des Feierabendverkehrs, Regentropfen, die auf eine Plastiktonne aufschlagen oder angeregte Gespräche in einer Pizzeria: Rizzitelli fängt die Soundkulissen als sogenannte Fieldrecordings ein – genau wie die Geräusche aus der Markthalle. Als er diese im Studio nochmals abspielen lässt, baut sich die Markthalle in der Stube auf. Da sind die splittenden Knochen, das Klicken des Schiebegegewichts und das plätschernde Wasser. In einer anderen Aufnahme sind Demonstranten zu hören, die Parolen skandieren. Rizzitelli teilt diese Soundschnipsel anschliessend im Studio in einzelne Töne auf und modifiziert sie mit Effektgeräten. Aus den akustischen Wellenformen entsteht so plötzlich Neues, Ungeahntes. Im Song sind die Demonstranten nicht mehr wiederzuerkennen. Sie erinnern nun viel mehr an hochfrequente Sphären eines Synthesizers als an ein Fieldrecording aus Rom.

Wenn Rizzitelli die Soundkulissen nicht entfremdet, erfüllen sie für ihn aber auch noch einen anderen Zweck: «Auf mich wirken sie sehr beruhigend und ich kann gut dazu einschlafen», sagt er. Die Aufnahme unterlege er dazu mit einem sogenannten weissen Rauschen, so könne er nochmals entspannt in einen Ort eintauchen.

Im Zentrum von Rizzitellis Musik stehen die warmen Soundkulissen – Rhythmus und Perkussion sind nur subtil in seine Songstrukturen verflochten. Den Rhythmus erzeugt er unter anderem mit einem analogen Drumcomputer. Anders als bei digitalen Geräten, die mit vorher aufgenommenen Tönen, sogenannten Samples, arbeiten, kann die Klangerzeugung beim analogen Gerät viel stärker manipuliert werden. Er habe schon stundenlang an nur einem Beat gefeilt und dabei an den Drehreglern hantiert und solange an den Einstellungen gefeilt, bis ihm der Sound passte. «Das war sehr befriedigend, da ich im Endeffekt wirklich sagen kann, dass alles von mir ist und ich nicht einfach etwas aus dem Internet heruntergeladen habe», sagt Rizzitelli. Das mache ihn stolz.

In Rom entfaltet

In Rom hat Rizzitelli viele Eindrücke gesammelt. «Die Stadt hat mich auch ein bisschen weich gemacht», resümiert der Musiker. Denn: Hat er mit Natasha Waters eher düstere Klänge produziert, dominieren nun schönere und fröhlichere Akkorde – die ab und zu aber auch dämmrig schimmern. Seine Bilanz nach vielen Experimenten: rund zwanzig Songskizzen, haufenweise Ideen und ein gefülltes Archiv mit akustischen Mikrokosmen aus Rom. Was daraus entstehen soll, weiss er noch nicht genau. «Vielleicht veröffentliche ich bald ein Solo-Album oder aber verwende einen Teil des Materials für neue Songs mit Natasha Waters», sagt er. Die Ideen sind noch nicht ganz ausgereift. Das ist jedoch ganz im Sinne des Atelierangebotes: Die Künstler sollen sich in Rom entfalten können. Und genau das war der Plan von Rizzitelli, der auf seiner Suche nach neuen Klangkörpern in Rom kulturgeschichtliche und visionäre Klangpfade beschreitet und die Klangfarben der Vergangenheit im Jetzt verschmelzen lässt.

Tobias Bolzern, 1984, ist Journalist und hat während eines Städteausflugs nach Rom den Ostschweizer Musiker Davide Rizzitelli besucht.